

Er ist Schriftsteller, Philosoph, Farmer, Opernkomponist. Und vor allem: Intellektueller. Roger Scruton (68) ist einer der provokantesten Denker Englands. In seinem neuen Buch «Green Philosophy. How to Think Seriously about the Planet» entwirft Scruton ein konservatives Konzept von Heimat. Ohne staatliche Regulierungen, in kleinen und freien Gemeinschaften könne der Mensch einen Ort erschaffen, an dem er sich zu Hause fühle. Diese Woche hat Scruton zusammen mit der Basler Philosophieprofessorin Angelika Krebs eine Tagung zu Landschaft und Heimat im Umweltschutz an der Universität Basel veranstaltet.

Mister Scruton, wir leben in bewegten Zeiten, eine ganze Generation ist dank neuen Technologien ständig miteinander verbunden, Grenzen spielen keine Rolle mehr. Fühlen Sie sich da nicht einsam, mit Ihrem etwas altmodischen Konzept von Heimat?

Im Gegenteil. Die Menschen fühlen sich einsam, wenn sie keine Heimat haben. Die Massenkommunikation durch das Internet hat bewirkt, dass die Leute einsamer werden. Nicht weniger einsam. Nehmen Sie Facebook, das ist ein Hort von kollektiver Einsamkeit. Wo es keine wahre Freundschaft gibt, sondern nur die Fiktion von Freundschaft. Dabei haben alle Menschen dieses Gefühl in ihrem Herzen, dass es einen Ort gibt, wo sie hingehören. Einen Ort, den sie aber noch nicht gefunden haben.

Haben die jungen Leute der Internet-Generation also noch ein größeres Bedürfnis nach Heimat?

Ja, was man auch daran sieht, dass sie immer später von daheim ausziehen. Ihnen gefällt der Komfort, den sie zu Hause haben.

Dabei ist es doch die gleiche Generation, die per EasyJet die ganze Welt erkundet. Wie gehen die ungebundene Reiserei und das Verlangen nach Heimat zusammen?

Je mehr jemand reist, desto heftiger spürt er die Sinnlosigkeit des Reisens. Das ist unvermeidbar. Man fliegt irgendwohin, hofft auf das Echte, Aussergewöhnliche und trifft dann doch nur auf die gleichen Dinge wie zu Hause. Den gleichen McDonald's, das gleiche Internet, die gleichen Läden. Und in diesem Moment fühlt man jenen nostalgischen Drang nach Dingen, die länger währen, die permanent sind. Den Drang nach Heimat.

Was können wir denn als Individuen in einer fragmentierten Gesellschaft tun, damit wir uns wieder zu Hause fühlen?

Das ist es, was wir in den vergangenen zwei Tagen an unserer Konferenz hier in Basel besprochen haben. Es ist ein Teil der menschlichen Natur, nach die-

ser Heimat zu suchen. Nach einem Ort, wo wir uns niederlassen können, mit Menschen und Beziehungen, die uns ein Gefühl von Heimat geben. Das ist nicht etwas, was man wählen kann. Das ist zum Teil in unserem biologischen Erbe angelegt und zum Teil von unserer Kultur bestimmt. Wir können also nichts tun, ausser uns unserer eigenen menschlichen Natur zu öffnen.

In Ihrem Konzept von Heimat spielt die Schönheit eine zentrale Rolle. Welche?

Schönheit ist eine menschliche Konstante. Es geht nicht darum, ob man etwas mag oder nicht. Es geht bei der Schönheit darum, sich in der Welt einen Platz zu schaffen, an dem man sich zu Hause, at home, fühlt. Das Gefühl für Schönheit manifestiert sich an vielen Orten, hier beispielsweise, in diesem Büro. Angelika Krebs ist eine sehr ästhetische Person. Sie hat dieses Büro arrangiert, und zwar so, dass es nicht nur gut aussieht. Sie hat sich einen Platz geschaffen, der der ihre ist und der ihre Sicht auf die Welt widerspiegelt. Wir alle tun das: In der Art, wie wir uns kleiden, wie wir auf der Strasse spazieren, in einem Café sitzen, uns eine Mahlzeit kochen und dann den Tisch decken. All dies ist wesentlich von unserem Gefühl für Schönheit geprägt.

Der Schutz der Schönheit der Natur ist eine Ihrer zentralen Forderungen. Sie möchten, dass der Schutz der Natur den Linken entrisen und auf die Agenda der Konservativen gesetzt wird. Dabei waren es doch linke Bewegungen, die das Verständnis für den Schutz der Natur erst ins öffentliche Bewusstsein rückten.

Das hängt vom Land und von der Periode ab, über die Sie sprechen. Nach dem letzten Krieg gab es zwischen 1945 und 1965 eine Zeit, in der die Leute nicht über den Schutz der Natur nachdachten, und es waren die Linken, die damals das Thema besetzten. Aber vor dem Zweiten Weltkrieg war der Schutz der Natur keine linke Angelegenheit, überhaupt nicht. In meinem Land etwa, England, begann das Conservation-Movement im 17. Jahrhundert und war später eine Reaktion auf die industrielle Revolution. John Ruskin, der Anführer der Bewegung, schrieb in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegen die Industrialisierung der Landschaft, gegen die Eisenbahn an. Und er war kein Linker. Der Landschaftsschutz in England ist traditionell von konservativen Inputs bestimmt. Aber Sie haben recht: In Deutschland war es eine linke Bewegung. Und das war ein Fehler. Weil es kein linkes Thema ist.

Warum nicht?

Weil es beim Schutz der Natur wesentlich um Kontinuität, um Konservie-



Philosoph Roger Scruton beschreibt unsere Suche nach diesem einen Ort, den wir Heimat nennen können.

Das Gefühl in unseren Herzen

Der englische Philosoph Roger Scruton wünscht sich die einfachste aller Heimaten.

Interview: Philipp Loser und Remo Leupin, Foto: Michael Würtenberg

rung und Erhaltung geht. Wesentliche Aspekte der konservativen Position.

Es gibt durchaus auch Linke, die so denken.

Ja. Die Etikettierung in rechts und links gehört zu einer kurzen Periode der Geschichte, von der wir uns vielleicht bald wieder entfernen. Wir brauchen eine Allianz. Der Schutz der Heimat sollte kein ideologischer Streit sein, es sollte um das Erkennen von gemeinsamen Interessen gehen.

«Unser Leben ist bedeutungslos, wenn wir nicht etwas finden, das es zu lieben lohnt.»

Sind die Menschen nicht zu egoistisch, um die gemeinsamen Interessen zu erkennen?

Das ist die Essenz des Umweltproblems. Alle wollen die Umwelt bewahren, aber nur solange die anderen die Opfer bringen. Die Frage ist folgende: Wie bringen wir die Menschen dazu, einige dieser Opfer selber zu erbringen? Und hier wird mein Konzept der Heimat wichtig: Wir müssen die Menschen davon überzeugen können, dass das, was sie hier geniessen, nicht nur meines ist. Sondern unseres. Es braucht eine gemeinsame Verantwortung. Wenn man nicht nur an das eigene Leben denkt, sondern sich auch vorstellt, was gewisse Dinge für andere bedeuten, macht es plötzlich Sinn, seinen Abfall nicht auf den Boden zu werfen. Nicht jeden Tag das Auto zu nehmen. Oder sich gemeinsam gegen eine Autobahn zu wehren. Wir können Menschen, die so selbstsüchtig sind wie Sie und ich davon überzeugen, auf das eine oder andere zu verzichten. Wenn wir das nicht glauben, ist die Sache verloren, ist alles hoffnungslos.

In der Schweiz wird die Umweltdebatte immer mehr zu einer Migrationsdebatte: Wie passt Migration in Ihr Heimat-Konzept?

Migration ist ein europäisches Problem. Der Kontinent wuchs um eine Gruppe von sehr sesshaften Menschen herum. Erben der christlichen Religion und des römischen Rechts. Dieser Kontinent muss nun Leute beherbergen, die dieses Erbe nicht teilen. Meine Meinung ist folgende: Die Leute, die bereits in einem Land wohnen, sollen entscheiden können, wer von aussen in ihr Land kommt. Wir haben kein Recht, den Leuten in der Schweiz zu sagen: Ihr müsst diese Menschen aufnehmen. Speziell in diesem kleinen Land, das heute schon überbevölkert ist. Die Leute haben das Recht, Nein zu sagen.

Haben wir nicht eine moralische Verpflichtung, unser Glück zu teilen?

Sie vielleicht. Aber Sie können nicht andere Leute dazu zwingen, die gleiche moralische Verpflichtung zu empfinden. Damit greifen Sie in deren persönliche Freiheit ein.

Das Konzept der Heimatliebe sei ein konservatives, schreiben Sie. Die Linken würden sich gegen die eigene Heimat sträuben. Sie fordern, die Linken müssten diese Abscheu überwinden. Wie?

Durch Selbsterkenntnis. Sie müssen erkennen, dass hinter ihrer Ablehnung der Hass auf das steckt, was unser ist. Das war ein grosses Motiv in England, der Hass auf das eigene. Das Klassensystem, den Kolonialismus. Wir reden hier über etwas Religiöses: Wir müssen die grundlegende Wahrheit lernen, dass unser Leben bedeutungslos ist, wenn wir nicht etwas finden, das es zu lieben lohnt. Es ist eine schwierige Wahrheit – wie viel einfacher ist es doch, zu hassen! In einer kleinen Gemeinschaft kann man den ganzen Tag gemeinsam hassen, kann Wege und Möglichkeiten ersinnen, den Gegner zu zerstören. Es ist so viel einfacher, etwas zu zerstören, als etwas zu erschaffen. Das ist die Lektion, die die Linken lernen müssen. Einige haben dies bereits getan.

Patriotismus ist von den Rechten besetzt – das macht es schwierig für die Linken.

Ich habe noch nie jemandem verboten, patriotisch zu sein. Sie haben offensichtlich einen linken Hintergrund und Sie denken – wie es alle Linken tun –, dass wir Rechten unglaublich stark sind, alles verbieten können, alle Macht besitzen. Dabei ist es ganz anders! Wir sind eine besiegte Minderheit, wir sitzen zitternd in einer Ecke und fürchten uns davor, dass man uns entdeckt (lacht). Wir haben diese Macht nicht!

In der Schweiz schon.

Vielleicht. Aber an unseren Universitäten ist es normal, dass Leute Angst kriegen, wenn ihre Right-wing-Einstellung herauskommt.

Wie gehen Sie damit um, dass Studenten Ihre Bücher per se ablehnen, weil ihnen Ihre politische Einstellung nicht passt?

Das ist ihr Problem, nicht meines. Philosophie besteht daraus, Argumente zu präsentieren, unabhängige Argumente. Entweder sind die etwas wert oder nicht. Auf die lange Sicht spielt meine politische Einstellung keine Rolle. Sie wird vergessen gehen, das Buch wird bleiben. Das ist jedenfalls meine Hoffnung.

Die ungekürzte Version des Gesprächs finden Sie auf: www.tageswoche.ch/+azzvg

   tageswoche.ch/+azzvg